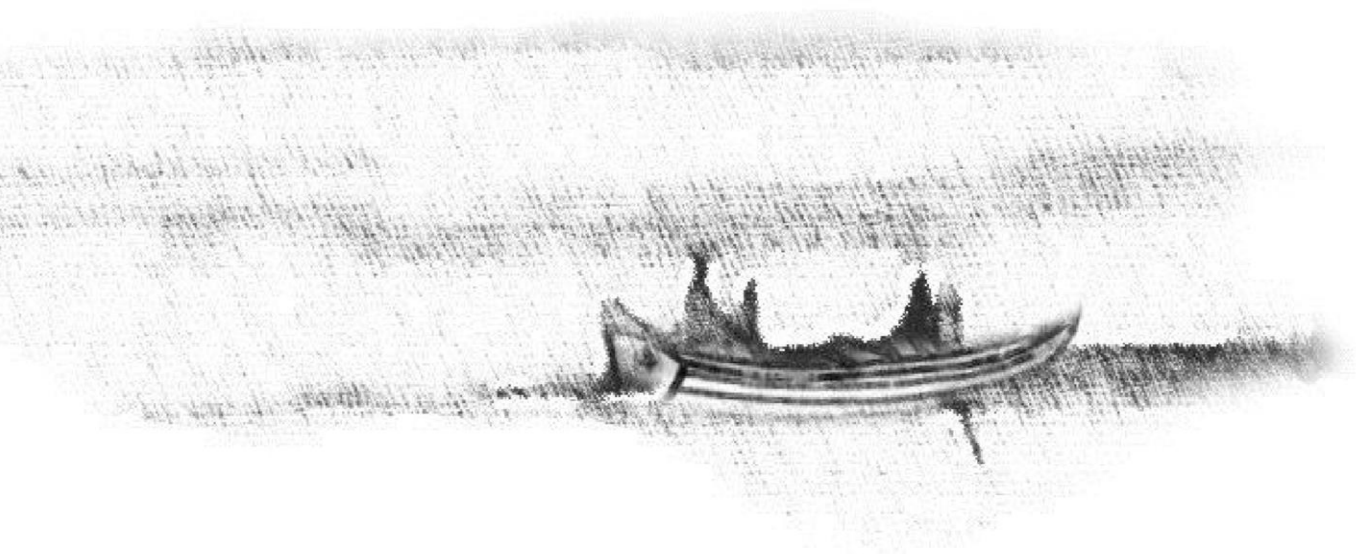


# Grenzfall

© Bastian Fähnrich 2015



*„Und die Wahrheit wird euch frei machen.“* (Johannes 8,32b)

Jetzt ist alles zu spät. Aus und vorbei. Meine Flucht. Zu Ende. Ich bin nun ein Fall für die Grenzer. Ein Fall unter vielen. Aber doch anders. So weit ist es gekommen. So weit bin ich gekommen. Aber nicht weiter. Endstation. Hier. Im Norden Europas. An der Grenze von Schweden zu Finnland. Ganz oben, an der bottnischen See. Haparanda. Tornio. Nachbarstädte. Zwillingsstädte. Unzertrennlich. Die auf dem Landweg und außerdem noch durch ein paar Brücken verbunden sind über den Grenzfluss, der von Lappland aus bis ins Meer fließt. Ich sitze fest. Bin gestrandet. Mit Mühe und Not habe ich es gerade noch aus dem Fluss geschafft. Ich weiß nicht, wie es mir überhaupt gelungen ist, wieder an Land zu kommen. Ich glaube, ich bin in Finnland. In irgendeinem Raum. In Sicherheit. Mein Retter sitzt mir direkt gegenüber. Es ist ein Mann, schon ein bisschen älter. Etwas in die Jahre gekommen. Vielleicht um die sechzig. Es wird ein Finne sein. Ja, ich muss auf der finnischen Seite gelandet sein. Soviel habe ich verstanden in all dem Durcheinander. Aber alles andere ist wie verschwommen vor meinen Augen, in meinem Gedächtnis.

Alles andere! Ja, wo sind die Anderen? Was ist mit Familie Rahman? Mit Alam, Maryam und Hassan. Hassan, der Junge. Gerade mal elf Jahre alt. Maryam, die Mutter. Und Alam, der Onkel. Aus Syrien.

Aleppo. Wir sind miteinander kreuz und quer durch Skandinavien gezogen. Immer Richtung Norden. Rovaniemi, das Ziel für die Rahmans. Und Muonio, das Ziel für mich. Alles Mögliche haben wir zusammen erlebt, seitdem wir in Dänemark zufällig aufeinander trafen. Ich mochte sie gleich, und sie haben sich mir ohne Weiteres anvertraut. Seitdem haben wir uns gemeinsam durchgeschlagen. Bei Wind und Wetter. Wir sind umher gewandert. Von einem Ort zum andern. Zu Fuß auf der Landstraße. Oder auf dem Haltestreifen der Autobahn. Im Zug, mit und ohne Fahrkarten. Zumeist auf Stehplätzen oder wie Sardinen gedrängt im Schlafabteil. Irgendwann, irgendwo auch mal im Bus, mit richtig bequemen Sitzen. Oder per Anhalter in einem Milchlaster. Und letztlich in einem Ruderboot über den Fluss. Alle vier zusammen. Aber wo sind sie jetzt? Mein Gott, wo stecken die Rahmans? Hassan, Alam, Maryam. Sind sie auch in Sicherheit?

Hier und dort gab's für uns alle oder zumindest für Frau und Kind ein Dach über dem Kopf, ein Bett oder eine Matratze, und ab und zu sogar eine Toilette in einem Hotel oder einem Café. Eine warme Mahlzeit bei der Heilsarmee oder in irgendeiner Suppenküche. Einen Apfel oder eine Mandarine in einer Markthalle, besonders jetzt zur Weihnachtszeit. Eine fertig gepackte Einkaufstüte voller Lebensmittel und andere Sachen vom Roten Kreuz. Eine Tafel Schokolade und ein

Kaugummipaket an einem Kiosk. Eine SIM-Karte fürs Telefon. Von Passanten einen Händedruck, ein Lächeln oder gar ein paar Münzen für ein Fladenbrot aus dem Oriental-Laden. Ich werde nie Hassans Gesicht vergessen, als er ein Heringsbrötchen aß und es ihm die Mundwinkel ordentlich verzog. Aber all das zählt jetzt nichts. Denn hier, so nah am Ziel, verlieren wir uns aus den Augen. Leben sie noch? Was ist mit den Rahmans geschehen?

Ich muss meine Gedanken ordnen. Was gibt es da zu ordnen? Ich schaue mich um, hier drin. Bin in irgendeinem Aufenthaltsraum. Durch die Fenstergläser erspähe ich ein ungemein heftiges Schneetreiben draußen vor der Tür. Ich sehe mein Gegenüber flüchtig an und stammele in brüchigem Englisch ein paar Worte: „*Where ... is ... the family? Are they ... safe? What is ... this place? Where are we, where are ... they?*“ Oder so ähnlich. Ich muss mich besinnen, vorsichtig sein mit der Wortwahl, um nicht Verdacht zu erregen, also nur mit bestimmtem Akzent zu reden. Auch wenn dies nunmehr vielleicht gar keinen Sinn mehr macht. „*What happened? Where is the family? Are they ... safe?*“

Der Finne blickt auf und schüttelt verwundert den Kopf. Sagt aber nichts. Was soll das jetzt heißen? Der Finne schweigt weiter. Ich weiß nicht, was soll das bedeuten? Seine Jacke oder vielmehr sein Umhang

hängt über der Stuhllehne. Das Kleidungsstück trieft vor Nässe. Eine Wasserlache hat sich unter dem Tisch gebildet. Der Umhang ist tiefrot und hat ein weißes Fell am Kragen. Ein Weihnachtsmann? Der zu dieser späten Stunde unterwegs war, um Geschenke zu verteilen? Und dabei zumindest *einen* Flüchtling aus dem Flusswasser fischte? Seine Zipfelmütze muss dem Fluss anheim gefallen sein. Der Bart ist echt. Der Weihnachtsmann – oder der Finne – räuspert sich. Sagt er doch was? Nein. Nur ein Räuspern. Unsere Blicke treffen wieder aufeinander, aber ich kann und will keinen Augenkontakt. Ich schäme mich. Wie in aller Welt bin ich bloß aus dem Ruderboot ins Wasser gefallen? Meine Erinnerung ist weg, im Grenzfluss versunken, von Eisschollen erdrückt. Ich weiß nicht mehr, kann mich einfach nicht erinnern, was genau passiert ist.

Seit wohl ungefähr einer Viertelstunde sitzen wir hier, jeder eingewickelt in eine dicke Wolldecke und dazu in eine Rettungsfolie. Diese knistert bei jeder Bewegung. Also bleibe ich möglichst still sitzen, auch wenn mir die Kälte noch in den Knochen und Gliedern steckt. Es ist der Abend des vierundzwanzigsten Dezembers. Heiligabend. Deswegen hatten wir es über den Fluss versucht. Wir dachten, alle hier wären heute zuhause. Niemand würde unterwegs sein oder aufpassen. Denn noch am Tag davor waren wir an der Grenze gescheitert.

Trotz Einkaufstrubel und regem Grenzverkehr gab es Kontrollen am Checkpoint, der normalerweise frei durchgängig ist, so weit ich mich erinnern kann. Es gab kein Durchkommen für mich und die Familie Rahman auf dem normalen Weg. Den hätte es für die Rahmans vielleicht gegeben. Aber nicht für mich. Ich konnte das Risiko nicht eingehen, entdeckt und festgemacht und abgeschoben oder gar ausgeliefert zu werden. Da habe ich ihnen die Flussüberquerung eingeredet. Ich Schuft. Ich Irrgeist. Ich Grenzfall. Ich, ich, ich. Und alles andere, alle anderen bleiben dann eben auf der Strecke. Oder ... gehen unter. Aber nicht doch! Ich kann nicht mehr. So darf es nicht gehen, ausgehen. Vielleicht muss es aber tatsächlich so enden.

Der Finne – oder der Weihnachtsmann – klopft mit seinen Fingern leicht auf den Tisch. Es muss irgendein bekannter Rhythmus sein. Es ist jedenfalls eine schöne Melodie. Nicht „Jingle Bells“ oder irgendwas Naheliegendes. Vielleicht ein Advents- oder Weihnachtslied? Es klingt mir fremd, aber doch irgendwie vertraut. Mein Retter rutscht auf dem Stuhl umher und dreht sich halb um. Jetzt redet er wohl zum ersten Mal. Auf Finnisch. Ein paar Brocken nehme ich auf, etwas verstehe ich von dieser einzigartigen Sprache. Was zu trinken?

Hört sich gut an. Und tatsächlich. Einen Augenblick später betritt ein anderer Mann, ein junger Mann, den Raum. Auch er ist in ein rotes Gewand gekleidet. Scheinbar ebenfalls ein Weihnachtsmann. Bin ich

etwa im Hauptquartier der Weihnachtsmänner gelandet? Er stellt jedem von uns eine Tasse dampfend heißes Getränk auf den Tisch. Es schmeckt süß, ist mit Zimt oder irgendwelchen Gewürzen versehen. Es duftet ganz orientalisch. Teepunsch oder Glühwein? Oder... Glögi – na klar. Das finnische Wintergetränk schlechthin.

„*Danke, vielen Dank*“, sage ich auf Englisch: „*Thank you very much.*“  
Keine Antwort. Wieder tritt Stille ein. Nichts als Stille. „Stille Nacht“.  
Die ist heute, wie „Alle Jahre wieder“. Und Zeit für Lieder, Familie und Beisammensein. Jetzt fällt es mir ein, das Lied: „Maa on niin kaunis“ – „Die Erde ist so schön“. So heißt es direkt übersetzt. Das war wohl das Lied, welches mein Gegenüber eben noch leise auf den Tisch getrommelt hat und dessen Melodie ich erahnte. Egal. Die Welt ist nicht schön. Mir ist zum Heulen zumute. Ich möchte alles aus mir heraus schreien. Wo sind sie? Die Rahmans? Amal, Maryam, Hassan! Warum sagt denn niemand was? Es ist verflucht mit diesem Finnen, mit diesen Finnen. Aber ich sollte nicht verallgemeinern. Soviel müsste ich wissen, als gebildeter Mensch. Aber wissen und tun sind zwei verschiedene Dinge. Und oft sind Dinge leichter gesagt, als getan. Und man bildet sich stets mehr ein, als wahrhaftig im Bilde zu sein.

Die Minuten verstreichen. Der Glögi wird kalt. Also trinke ich den letzten Rest aus. Ich muss irgendetwas tun. Mich bewegen. Sollte ich

hier einfach verschwinden? Aufstehen und weglaufen, losgehen, hinaus, ab durch die Mitte? Ich versuche, mich zu erheben, aber sogleich zittern mir die Knie, die Beine fangen an zu schlottern. Schon bei der kleinsten Bewegung. Es geht nicht. Auch das nicht. Außerdem habe ich ja nichts an. Bin ganz entblößt unter der Decke. Nackt bis auf die Haut. Wie Adam und Eva. Zurück am Beginn der Zeit. Der Finne sieht mich wieder an. Diesmal erwidere ich seinen Blick. Was schaut er so eindringlich? Versucht er, mich zu durchschauen? Wie ist das möglich? Mein schweigsamer Gesprächspartner ist doch nicht wirklich der Weihnachtsmann – nur ein gewöhnlicher Mensch. Aber mit Röntgenblick!

Und dann beginnt er zu sprechen, langsam aber deutlich. Auf Deutsch. Etwas gebrochen, aber ich verstehe es gut. Warum in aller Welt redet er auf Deutsch? Kennt er mich denn? Bin ich ihm früher bereits einmal begegnet? Nein, das glaube ich nicht. Ich sollte zuhören, ganz einfach zuhören.

Er sagt: *„Du hast um Hilfe gerufen vorher im Fluss – auf Deutsch. Und dich beklagt, geklagt – auf Deutsch. Und nach den anderen im Boot gefragt – auf Deutsch. Warum sprichst du jetzt Englisch mit mir?“*

Mir verschlägt es die Sprache. Die Gedanken kreisen. Die Wahrheit muss raus. Sie ist eigentlich schon raus. Ans Licht gekommen. Im Angesicht des Todes. Inmitten des nächtlichen Dunkels, der eisigen



Kälte, des tosenden Wassers, da half mir nur die eine Rufstimme, die Sprache der Heimat.

*„Ich weiß es nicht“, erwidere ich. „Oder doch. Ich weiß es schon. Aber es braucht Zeit zum Erklären, zum Erzählen.“*

Er entgegnet: *„Wir haben Zeit. Der Abend heute ist – wie sagt man – ins Wasser gefallen. Wir können den Rest hier in aller Ruhe und im Trockenen verbringen.“*

*„Aber sagen Sie, sag du mir bitte zuerst, was ist mit der Familie im Boot geschehen?“*

*„Sie sind zurück gerudert. Sie konnten nichts für dich tun. Sie werden jetzt in Schweden sein. In Sicherheit.“*

*„Gott sei Dank“, entfährt es mir.*

*„Ja, wenn du denn an ihn glaubst – in dieser Nacht dürfte dir dies allerdings nicht besonders schwer fallen.“*

*„Aber schwer gefallen bin ich. In den Fluss, ins Wasser. Und sonst auch...“*

*„Mir scheint, deine Lebensgeister erwachen wieder.“*

*„Gib mir noch etwas Zeit, um nachzudenken.“*

*„Hm. Die kannst du gerne haben.“*

Ich habe nun also noch etwas Bedenkzeit, klare Gedanken zu fassen, meine Geschichte endgültig zu offenbaren. Es ist wirklich an der Zeit. Es geht tatsächlich nicht anders weiter. Vielleicht ist es doch noch

nicht zu spät? Jeder kommt an seine Grenzen. Wir können nicht ewig fliehen. Am wenigsten vor uns selbst. Die Wahrheit holt uns letztlich immer ein, früher oder später. Und so auch mich. Wer bin ich denn? Wer bin denn ich? Nur ein Mensch. Ein Ingenieur. Aus Wolfsburg. Ein Wolfsburger Ingenieur, der, selbst wenn er im Schafspelz unterwegs ist und der eigenen Herde und Verantwortung entflieht, schließlich nicht ungeschoren davon kommt. Ja, VW, oh weh. Und Audi, die auch. Und ich mittendrin. Nicht andere. Sondern ich, ich, ich. Tricks und Tricksen. Lug und Trug. Die Wahrheit dehnen. Fast grenzenlos.

Dass meine Flucht so endet, hätte ich mir doch eigentlich fast denken können. Lügen haben kurz Beine. Aber die Wahrheit, die Wahrheit – selbst wenn sie einen zunächst gefangen nimmt – so gibt sie einen dann doch frei. Sie zwingt zum Anhalten. Sie befreit zum Weitergehen. Oder vielmehr zum Umkehren. Je nachdem. Von Fall zu Fall. Mein Fall liegt bestimmt bei der deutschen Polizei. Und bei der Staatsanwaltschaft, nehme ich an. Dort bin ich inzwischen sicherlich aktenkundig. Und bald womöglich auch bei den finnischen Behörden. Es gibt für mich keine Ausflüchte mehr.

*„Moment. Augenblick“,* sage ich zu dem Finnen, der sich mir sogleich aufmerksam zuwendet. *„Bevor ich meine Geschichte erzähle, glaube ich,*

*dass... Hm, ich muss zunächst telefonieren. Nach Deutschland. Nach Hause. Können Sie, kannst du mir dein Handy leihen?“*

Er nickt und sagt, *„Meins ist kaputt durch das Flusswasser. Aber mein Kamerad hier kann dir seins bestimmt borgen für ein paar Minuten.“*

*„Kiitos, Danke“*, entgegne ich und nehme es dankbar entgegen.

Ich weiß die Nummer auswendig. Wie hätte ich sie auch vergessen können? Ja, ich muss diese Grenze nun ebenso überschreiten. Auf jeden Fall. Ich bin lange genug auf der Flucht gewesen, kann die Wahrheit auch ihnen nicht mehr vorenthalten. Auch meine eigene Familie – meine Frau und meine beiden Kinder – sollen endlich wissen, warum ich sie ohne ein Wort des Abschieds einfach verlassen habe. Dass mein berufliches Chaos fast zu meinem Untergang geführt hätte, und ich dabei sie und andere mir lieb gewonnene Menschen beinahe mit gerissen hätte. Dass ich mich unterwegs als Flüchtling ausgegeben habe. In gewisser Weise bin ich ja auch ein Flüchtling. Es gab dann irgendwann leider kein Zurück mehr. Bis heute Abend. Aber nunmehr sollen sie endlich wissen, dass es für eine Umkehr – für meine Umkehr – nicht zu spät ist. Sie werden es verstehen. Sie werden mich verstehen. Wenn nicht sofort, dann in ein paar Tagen. Weil Weihnachten ist. Weil dann, besonders dann, ein neuer Anfang möglich ist.